

Ärzte-Hopper treiben die Kosten in die Höhe

Krankenkassen können Patienten in Ausnahmefällen dazu verpflichten, eine Erstanlaufstelle aufzusuchen



Wer eine Zweit- oder Drittmeinung einholt, gilt nicht automatisch als Ärzte-Hopper.

GAËTAN BALLY / KEYSTONE

ISABELLE WACHTER

Dumpfe, stechende Schmerzen und Steifigkeit am Morgen beim Aufstehen: So fühlt sich Arthrose an. Für Emil (Name geändert) gehört das zum Alltag. Er ist 72 Jahre alt, und das Rheuma macht sich vor allem in der Hüfte und im rechten Knie bemerkbar. Das wäre für sein Alter nichts Ungewöhnliches, aber seit einigen Monaten machen ihm zusätzlich Gefühlsstörungen in den Händen zu schaffen. Emil konsultiert insgesamt vier Rheumatologen, ohne Überweisung seines Hausarztes. Das darf er. Denn er hat sich bei der Krankenversicherung für das Modell der freien Arztwahl entschieden. Doch was nun folgt, lässt ihn fast verzweifeln: Er erhält drei verschiedene Diagnosen.

Zwei Spezialisten tippen auf Weichteilrheuma, der dritte auf Polyarthritis und der vierte auf Fibromyalgie. Unterschiedliche Diagnosen bedeuten unterschiedliche Therapien. Die verschiedenen Medikamente verursachen bei Emil Nebenwirkungen, die weitere Arztbesuche nach sich ziehen und viele Konsultationen bei Dr. Google. Die Beschwerden

selbst gehen kaum zurück, dafür häufen sich die Arztrechnungen.

Ist Emil ein Ärzte-Hopper? Treibt er die Kosten für die Krankenkassen in die Höhe, weil ihm eine Diagnose einfach nicht reicht? Kann er deswegen bald zum Sparmodell verdonnert werden?

Gutachten in Auftrag gegeben

Das Bundesgericht hat Anfang November ein Urteil zum Thema veröffentlicht. Im Gerichtsfall ging es um eine Helsana-Kundin, die «verschiedene, untereinander nicht koordinierte ärztliche Leistungen» in Anspruch nahm. Das Gericht entschied, dass die Krankenkasse dann nur noch Leistungen übernehmen muss, die von einer Erstanlaufstelle erbracht oder durch diese veranlasst worden sind.

Laut dem Bundesgerichtsurteil leidet die Helsana-Kundin an einer komplexen Persönlichkeitsstörung. Aufgrund ihrer Erkrankung konsultierte sie unkoordiniert Psychiater und Ärzte und wollte sich unter anderem den Magen verkleinern lassen. Die Krankenversicherung wurde auf die ungewöhnlich

vielen Rechnungen aufmerksam und schickte die Kundin zum Vertrauensarzt. Mithilfe eines externen Gutachters kam er zu dem Schluss, dass die Behandlungen die Kriterien der Wirksamkeit, Zweckmässigkeit und Wirtschaftlichkeit nicht erfüllten. Nach diesen Kriterien wird festgelegt, ob eine medizinische Leistung von der obligatorischen Krankenpflegeversicherung übernommen wird oder nicht.

Die Kundin ist nun verpflichtet, immer das gleiche polydisziplinäre Institut als erste Anlaufstelle aufzusuchen. Dort praktizieren Ärzte und Psychiater, die mit der Krankengeschichte der Kundin vertraut sind. Anders als andere Kunden kann sie die Erstanlaufstelle nicht selbstbestimmt wechseln und erhält auch keinen Prämienrabatt.

Ärzte-Hopper sind hierzulande nach Definition Patienten, die wegen desselben Leidens mehrere Leistungserbringer aufsuchen, mit dem Ziel, eine angestrebte Behandlung oder gar einen operativen Eingriff zu erhalten.

Die meisten Fälle von Ärzte-Hopping lassen sich in drei Gruppen einteilen. Zur ersten Gruppe gehören Perso-

nen mit Persönlichkeitsstörungen, wie im Fall der Helsana-Kundin. Bei der zweiten Gruppe handelt es sich um Menschen mit hypochondrischen Störungen, die ständig das Gefühl haben, krank zu sein, obwohl sie es gar nicht sind. Die dritte Gruppe umfasst Suchtkranke, die immer wieder andere Ärzte aufsuchen, um an neue Rezepte für Schmerz-, Beruhigungs- oder Schlafmittel zu kommen. Das ist vor allem in den USA ein weitverbreitetes Phänomen aufgrund der Opioidekrise. Man spricht dort von «doctor shopping».

Doch Yvonne Gilli, Präsidentin des Verbands der Schweizer Ärztinnen und Ärzte (FMH), gibt Entwarnung. Ärzte-Hopping sei in der Schweiz kein verbreitetes Problem. Daher gebe es hierzulande auch kaum Studien dazu.

Ein schwammiger Begriff

Brigitte Berger Kurzen arbeitet im Bereich Legal bei der Krankenversicherung Helsana und hat den besagten Fall die letzten Jahre betreut. Sie sagt: «Ärzte-Hopping sind nicht mit Kunden zu verwechseln, die zwei Meinungen einholen.» Eine Zweitmeinung könne dazu beitragen, unnötige Behandlungen zu verhindern. Der Fall, der vor dem Bundesgericht verhandelt worden sei, sei ein Extremfall und nicht mehr tragbar gewesen.

Ärzte-Hopping ist ein schwammiger Begriff. Wo genau die Trennlinie zwischen Ärzte-Hopping und vielen Arztbesuchen verläuft, ist nicht klar definiert. Emil hat zwar mehr als nur eine Zweitmeinung eingeholt, als Ärzte-Hopper gilt er deswegen aber noch nicht. Doch auch das fordert die Mediziner.

Laut dem FMH-Tarifmonitoring ist die Anzahl Konsultationen pro Hausarztpraxis im Jahr 2023 erneut angestiegen. Im vergangenen Jahr verzeichnete eine Hausarztpraxis im Schnitt 6409 Patientenkontakte. Das sind 26 Prozent mehr im Vergleich zum Jahr 2018. Eine Trendwende ist nicht absehbar.

Das spürt auch Josef Widler. Er ist 70 Jahre alt und praktiziert seit über dreissig Jahren in einer Praxis in Zürich Altstetten, die früher ihm gehört hat und heute von seiner Tochter Corinne Widmer-Widler geführt wird. Fälle wie Emil kommen ihm bekannt vor. «Wenn man einmal bei einem Spezialisten ist, wird man schnell herumgereicht», sagt er. Unter Allgemeinmedizinern wird das Phänomen auch «Hirslandisierung» genannt – in Anlehnung an die Privatklinik Hirslanden, die für jedes Leiden mehrere Spezialisten beschäftigt. «Der Orthopäde schickt den Patienten dann wegen eines

Schnupfens gleich zum Pulmologen. Und der sagt dann: Kommen Sie in einem Jahr zur Sicherheit wieder. Dazu hätten wir Hausärzte gar keine Zeit», sagt Widler.

Er beobachtet auch, dass die Gesundheitskompetenz bei den Patienten abgenommen hat. Das sei zum Teil auch auf gesellschaftliche Entwicklungen zurückzuführen. «Wenn eine 35-jährige Frau als Einzelkind aufgewachsen ist und sie in ihrem Umfeld auch sonst kaum Kontakt mit Kleinkindern hatte, ist die Chance relativ hoch, dass sie nach der Geburt ihres eigenen Kindes zum ersten Mal einen Säugling im Arm hält», sagt Widler. In Familien mit mehreren Kindern würden solche Fähigkeiten automatisch weitergegeben. Wer diese nie erlernt habe, sei später schneller überfordert.

Zudem sind die Erwartungen an die eigene Gesundheit heute höher. «Ich habe Patienten, die mit einer Lungenentzündung in die Praxis kommen und sich wundern, wenn sie drei Tage später nicht wieder fit sind», sagt Widler. Früher wäre man mit einer Lungenentzündung im Spital gelandet. Die Leute seien nicht mehr gewohnt, krank zu sein. Vieles fehle die Geduld bei der Genesung.

Meldung an Versicherung

Patienten wollen heute auf Nummer sicher gehen. Lieber eine, zwei Untersuchungen mehr durchführen, damit mögliche Krankheiten auch sicher ausgeschlossen werden können. Führt der eigene Hausarzt die gewünschte Behandlung nicht durch, geht man einfach zum nächsten – manchmal sogar noch am selben Tag. Widler bleibt in der Regel hart und führt nur Untersuchungen durch, wenn sie auch therapeutische Konsequenzen haben. «Jeder Arzt hat ein Stück weit auch die Patienten, die zu ihm passen», sagt er.

Wenn ein Patient im Hausarztmödell versichert ist und ohne Überweisung zu einem Spezialisten geht, meldet er das der Krankenversicherung. Die meisten Krankenkassen verwarnen ihre Kunden zwei bis drei Mal, bevor sie sie aus dem Sparmodell verbannen. Der Kunde erhält dann keinen Prämienrabatt mehr.

Dennoch betont Widler: Die Patienten müsse man als Hausarzt ernst nehmen, niemand gehe freiwillig zum Arzt. «Ein Teil der Wahrheit ist eben auch, dass die Gesunden immer das Gefühl haben, dass die anderen zu oft zum Arzt gehen.» Emil gehört nicht zu den Gesunden. Neben dem Rheuma hat er jetzt auch mit einem Bandscheibenvorfall zu kämpfen. Auch deswegen hat er bereits drei Meinungen eingeholt.

Erste Anzeichen fürzaghafte Wirtschaftserholung in Deutschland

Der Early-Bird-Indikator der Commerzbank notiert seit vier Monaten wieder im positiven Bereich

MICHAEL RASCH, FRANKFURT

Der Übergang vom Winter zum Frühling ist oft sehr graduell. Manchmal bedeckt sogar noch Schnee die ersten Knospen. Mit der Konjunktur ist es häufig genauso wie mit Mutter Natur. Die ersten Anzeichen einer Erholung können sehr verhalten aussehen. Deshalb achten Ökonomen besonders auf einschlägige konjunkturelle Frühindikatoren.

Die Commerzbank berechnet für Deutschland einen sogenannten Early-Bird-Indikator. Dieser steigt seit einem Jahr und notiert seit vier Monaten wieder im positiven Bereich. Steht Deutschland nach zwei Jahren Stagnation endlich vor einer wirtschaftlichen Erholung?

Der Indikator setzt sich aus drei Komponenten zusammen: der Geldpolitik, dem weltwirtschaftlichen Umfeld und der preislichen Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft. Der Treiber hinter der jüngsten positiven Entwicklung war allerdings nahezu allein die Geldpolitik der Europäischen Zentralbank (EZB). Die EZB hatte im Juni die Zinswende eingeleitet, weil die Inflation im Euro-Raum stark zurückgegangen war. Inzwischen

hat sie die Leitzinsen um insgesamt einen Prozentpunkt gesenkt. Entsprechend ist der kurzfristige Realzins, also der Zinssatz nach Abzug der Inflation, deutlich niedriger als vor einem Jahr. Marktteilnehmer erwarten bis zum Sommer zudem eine weitere Zinsreduktion der EZB um einen Prozentpunkt.

Düstere Aussichten für Industrie

Dann dürften die Leitzinsen ein Niveau erreicht haben, das für die Wirtschaftsentwicklung neutral ist oder diese sogar forciert. Allerdings dauert es schätzungsweise 12 bis 18 Monate, bis sinkende Zinsen ihre vollständige Wirkung entfalten. Die beiden anderen Komponenten des Early Bird haben sich dagegen in den vergangenen Monaten kaum bewegt. Die weltwirtschaftliche Entwicklung ist weiterhin schwach, und die preisliche Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft liegt ungefähr auf dem gleichen Niveau wie im Vorjahr.

Auch andere Frühindikatoren zeichnen ein positives Bild. So zeigte der Index des Zentrums für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW) für die

Konjunkturerwartungen wieder nach oben, wobei die derzeitige Lage von den befragten Experten unverändert schlecht eingeschätzt wird. ZEW-Präsident Achim Wambach meinte, die vorgezogene Neuwahl in Deutschland mit der damit einhergehenden Erwartung einer investitionsfreudlicheren Wirtschaftspolitik und die Aussicht auf weitere Zinssenkungen sorgen für einen verbesserten wirtschaftlichen Ausblick. Düster sind die Einschätzungen aber weiter für die Branchen Automobil- und Maschinenbau sowie den Metall- und Stahlsektor. Am besten sieht es für die IT, Dienstleistungen und Telekommunikation aus.

Wie schlecht die Lage in Deutschland war und ist, zeigen ferner die Einkaufsmanagerindizes für das verarbeitende Gewerbe und die Dienstleistungen, die ebenfalls Frühindikatoren sind. Die Industrie befindet sich seit Jahren in einer massiven Rezession, weswegen immer wieder das Schlagwort der De-industrialisierung die Runde macht.

Zwar hat sich der Index für das verarbeitende Gewerbe zuletzt auf 43 Punkte geringfügig erholt. Er liegt damit aber immer noch weit unter 50 Punkten.

Werte über dieser Schwelle signalisieren eine konjunkturelle Expansion, während Werte darunter auf eine schrumpfende Wirtschaft hindeuten. Etwas besser ist der Index für den Dienstleistungssektor, der seit vier Jahren zwischen 55 und 45 Punkten schwankt, zuletzt aber immerhin wieder bei 54 Zählern notierte.

Sinkende Standortqualität

Belastend für die Wirtschaft sind die blutleere Weltkonjunktur und vor allem das flache Wachstum in China. Darunter leiden exportorientierte Volkswirtschaften wie jene von Deutschland oder auch die von Italien besonders. Zugleich ist die Standortqualität in den vergangenen zehn Jahren massiv gesunken, das betrifft die jeweils hohen Arbeitskosten, Energiepreise und Steuern sowie die ausufernde Bürokratie. Entsprechend bleiben die deutschen Unternehmen mit grosser Mehrheit pessimistisch. In einer Umfrage des Instituts der Deutschen Wirtschaft (IW) bewerteten 31 von 49 befragten Wirtschaftsverbänden die aktuelle Lage schlechter als vor einem Jahr. Nur vier Verbände haben eine Verbesserung der Situation in den

vergangenen 12 Monaten festgestellt. Für 2025 gehen 20 der 49 Verbände von einer rückläufigen Produktion in ihrer Branche aus. Auch dies zeigt den herrschenden Pessimismus, wenngleich er zumindest etwas nachgelassen hat. Aus Sicht des IW liefert die jüngste Umfrage dennoch keinen Beleg für eine nennenswerte konjunkturelle Wende im kommenden Jahr.

Vieles hängt international von der Entwicklung der Weltwirtschaft sowie national vom Ausgang der Bundestagswahl im Februar ab. Sollte US-Präsident Donald Trump seine Ankündigungen wahr machen und einen Zollkrieg anzetteln, würde dies Unternehmen weiter belasten. In Deutschland könnte dagegen eine neue Regierung den wirtschaftlichen Kurs positiv verändern und möglicherweise die Schuldenbremse aufweichen, um mehr staatliche Investitionen zu ermöglichen. Die meisten führenden Banken rechnen für 2025 allerdings nur mit einem geringen Wirtschaftswachstum von 0,2 bis 0,7 Prozent. Sollte es eher bei 0,7 Prozent liegen, würde immerhin der konjunkturelle Winter der vergangenen zwei Jahre endlich zu Ende gehen, und es könnten sich erste Frühlingsgefühle entwickeln.